

**„Augustin Kardinal Bea (28. Mai 1881–16. Februar 1968)  
Herkunft und Entscheidung für die Gesellschaft Jesu.“**

Gedenkrede an Christi Himmelfahrt (25. Mai) 2006 anlässlich  
des 125. Geburtstages in Riedböhringen.\*

Von Hugo Ott

Riedböhringen! In meiner Erinnerung ist eine Fahrradtour aufbewahrt, die ich 1954 als Student von Freiburg über den Schwarzwald zum Bodensee unternahm mit dem Ziel der Insel Reichenau. Es war wohl in den Pfingstferien. Dies war nicht ganz ohne Mühen, denn wir hatten damals noch keine Mountainbikes, sondern mussten uns schon plagen mit den schweren Fahrrädern ohne differenzierte Gangschaltung – das Höllental hinauf, bis die Baar-Höhe geschafft war, die dann in mehr oder weniger sanfte Wellenbewegungen überging. Ich wollte der ‚alten‘ Donau, der ‚Feldberg‘-Donau, entlangfahren, also Richtung Blumberg Kurs nehmen. So gelangte ich durch Riedböhringen, das erste und bisher einzige Mal. Nein, ich wusste 1954 nichts von Pater Augustin Bea, mir war auch nicht bekannt, dass Riedböhringen im Mittelalter zum Kloster Reichenau gehörte und dass der heilige Genesisius, ein sonst wenig bekannter Märtyrer, als Kirchenpatron über die Reichenau nach Riedböhringen gekommen ist. Und zur Reichenau wollte ich ja fahren.

Selbstverständlich ist dann die große Gestalt des Riedböhringer Augustin Kardinal Bea in der Medienöffentlichkeit und in der wissenschaftlichen Welt bekannt geworden – auch außerhalb der theologischen Disziplin, und nicht zuletzt in der landesgeschichtlichen Forschung, und ich habe 2003 in unserer Zeitschrift „Freiburger Diözesanarchiv“ (Band 123, 126–147) einen grundlegenden Beitrag von Dr. Bernd Mathias Kremer veröffentlicht, dem ja dieser Ort Riedböhringen viel zu verdanken hat. Ohne Dr. Kremer kein Kardinal Bea-Museum! Die umfangreiche Literatur zu Augustin Bea nahm ich zur Kenntnis (stellvertretend sei auf die umfangreiche Biographie von Stjepan Schmidt, Augustin Bea. Der Kardinal der Einheit. Graz Wien Köln 1989 verwiesen) – der Blick ins Internet oder in Google zeigt die Fülle auf – die umfangreiche Literatur bis hin zu der großen

---

\* Leicht überarbeiteter Vortragstext. Die Literaturbelege sind in den Text eingearbeitet.

Darstellung über Kardinal Frings aus der Feder des Kölner Kirchenhistorikers Norbert Trippen, in der Bea wichtige kirchenpolitische Rolle im Vatikanum II sich vielfältig widerspiegelt. Und dennoch steht die eigentlich wissenschaftliche Biographie noch aus. Freilich: um diese interessanten Zusammenhänge geht es mir heute nicht.

Was ich zu berichten habe, hat also nichts mit einem großen Wurf zu tun, sondern kreist einfach um die Herkunft und den ersten Weg des jungen Theologen Augustin Bea hin zur endgültigen Entscheidung, in den Jesuitenorden einzutreten, und die frühen Konturen des Jesuiten Augustin Bea.

Ist er nicht der Sohn des Zimmermanns, des Bürgers und Zimmermanns Karl Bea, der seit vielen Jahren in dem anstrengenden Beruf tätig ist, Wind und Wetter ausgesetzt, der die Stämme zu Bauholz richtet auch in der Winterzeit, fachgerecht, ausgerüstet mit dem Bundgeschirr, wie es in der Fachsprache heißt, zu dem das Breitbeil, die Zweraxt, die Bohrer unterschiedlicher Stärke, die Zweimannsäge – denn Zimmerleute müssen im Team schaffen – und nicht zuletzt die Schnurhaspel mit dem Farbkasten gehören, womit die pechschwarze Farbe mit Hilfe des Schnurschlags auf dem Stamm angebracht werden konnte! Nicht zu vergessen das Winkeleisen. Stets faszinierend, wenn die Zimmerleute auf dem Zimmerplatz – die Werkstatt des Zimmermanns ist der freie Himmel, sagte man einstmal – das Holz in der rechten Weise markierten und alles zurichteten, damit vor Ort auf der Baustelle die Teile leicht zusammengebracht werden konnten. (Ich greife immer wieder zurück auf das Standardwerk von Hermann Schilli, Das Schwarzwaldhaus. Stuttgart 1953.)

Das traditionelle Haus der Baar, auch das Elternhaus von Augustin Bea, in dem sich heute das großartige Kardinal-Bea-Museum befindetet, ist ein querge teiltes Einhaus mit gestelztem Wohnteil, auch als Baaremer Bauernhaus der kleinen Regelform bezeichnet. Jetzt freilich in einer gediegenen Pracht wie nie zuvor sich zeigend.

Der Zimmermanns-Sohn August Bea hatte die Arbeit seines Vaters früh schon verfolgt, und er saß während der Winterzeit, wenn die Zimmerleute nicht im Freien arbeiten konnten, in der kleinen Werkstatt, wo ein eiserner Ofen, ein Kannonenofen, bullige Wärme ausstrahlte, sog den Duft des Holzes ein und erlebte, wie der Vater auf der Hobelbank die Treppenwangen ausarbeitete und die Treppenstufen einfügte. Mitunter wurde auch eine gewendelte Treppe in Auftrag gegeben, deren Anfertigung hohe Zimmermannskunst verlangte. Später, schon in der Kardinalswürde, befragt, wie er denn alle seine vielfältigen Aufgaben bewältige in Rom und weltweit, gab er zur Antwort, er mache alles der Reihe nach, eines nach dem andern, genau so wie sein Vater, der Handwerker mit dem Ordnungssinn es vormals auch getan habe. Das ist die Sprache der Werkstatt und die unauslöschliche Erinnerung an die frühe Jugendzeit. Ich erwähnte das Handwerkszeug des Zimmermanns: das Bundgeschirr.

Dieses Bundgeschirr in seiner Kargheit war ausreichendes Handwerkszeug, immer griffbereit, wenn es ans Tagwerk ging, im Sommer oft die weiten Märsche zu den Gehöften, wo Arbeit wartete, und dann die Heimkehr, wenn schon die Dunkelheit hereinbrach. Todmüde fiel der Zimmermann ins Bett. Wahrlich, kein einfaches Leben. Und große Reichtümer waren da nicht anzusammeln. Man kam halt zusammen mit der kleinen Landwirtschaft durch, in aller Bescheidenheit. Einfach, bescheiden und vor allem zufrieden waren die Menschen. Fromm und gottesfürchtig.

Doch was soll mit dem begabten August geschehen, der doch höchst geeignet ist für ein Studium? Ja, für das Theologiestudium, weiß Gott! Das hatten die Eltern Karl und Maria schon früh registriert. „Auf dem Schoß meiner Mutter habe ich beten gelernt ... und an der Hand des Vaters bin ich eingeführt worden in die Kirche. Ich war kaum drei Jahre alt, da nahm mein Vater mich mit auf die Empore der damals noch kleineren Kirche, von wo ich auf den Altar herabsehen konnte“ – wird er später autobiographisch schreiben. (Vgl. Sabine Pemsel-Maier, „Das Leben und Werk Kardinal Augustin Bea, in: Kardinal-Bea-Museum Riedböhningen, Schnell Kunstführer Nr. 2253, Regensburg 1996.) Aber auch der Volksschullehrer und der Ortspfarrer hatten das Talent des August Bea festgestellt: der Pfarrer, der Hotzenwälder Thaddaeus Hierholzer – er stammte aus Oberwihl bei Görwihl, seit 1885 von Ewattingen gekommen in Riedböhningen amtierend, selbst ein tiefgläubiger, frommer Mann, zugleich als heiter und witzig charakterisiert. „In der Schule zeigt er pädagogisches Talent und lobenswerthen Eifer“, schrieb der Dekan 1895 bei der Visitation. Weiter: „In der Gemeinde besitzt er großes Vertrauen und Einfluß.“ (Erzb. Ordinariatsarchiv Freiburg, Personalia.) Dieser Pfarrer Hierholzer ergriff die Initiative. Er hatte gleich zwei begabte Buben des Jahrgangs 1881, die er am 9. April 1893 zur ersten heiligen Kommunion geführt hatte und deren religiösen Eifer er kannte: neben Augustin Bea den fast gleichaltrigen Franz Xaver Honold, dessen Vater den Beruf eines Wachziehers ausübte – auch nicht mit Reichtümern gesegnet. Zwei helle Köpfe Bea und Honold, freilich höchst unterschiedliche Charaktere, sie hielten fest zusammen und blieben einander verbunden, wenn sich auch später die Wege trennten. Der Wurzelgrund Riedböhningen, die Heimat, trug sie zeitlebens.

Dieser Franz Honold übrigens machte nachmals eine juristische Karriere als äußerst erfolgreicher Rechtsanwalt in Karlsruhe, dessen Kanzlei einen hervorragenden Ruf besaß. Ich möchte dieser Persönlichkeit heute hier in Riedböhningen meinen Respekt zollen. Wer als Referendar in der Sozietät Honold in Karlsruhe hospitieren durfte – so ist mir von Kennern gesagt worden –, war besonders ausgezeichnet. Ich verweile noch ein wenig bei der Honoldschen Biographie, weil sie kein Nebenweg ist. Franz Xaver Honold machte vor allem als badischer Gesandter bei der preußischen und bei der sächsischen Regierung und als Badens Be-

vollmächtiger im Reichsrat in der Reichshauptstadt Berlin von 1926 bis 1931 gute Figur, wo er diplomatisches Geschick bewies und zugleich ein glanzvolles Haus führte, ein gesuchter Treffpunkt der politischen, wirtschaftlichen und besonders auch der landsmannschaftlichen Kreise in Berlin, aber auch bis hin zu den badischen Studenten, die in Berlin studierten und bei den Honolds nicht umsonst anklopften. Dass Honold in dieses Amt kam, hatte er dem damaligen badischen Staatspräsidenten und Reichsfinanzminister Heinrich Köhler zu verdanken, der wiederum in einer frühen Beziehung – seit der Primiz Beas 1912 – zu Pater Augustin Bea stand und vor allem ein eifriger und energischer Verfechter der Jesuiten und überhaupt der ignatianischen Bewegung war. Der Reichspräsident v. Hindenburg, die Reichskanzler und viele Reichsminister waren oft zu Gast, aber auch der päpstliche Nuntius Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII. Ja mit dem Nuntius Pacelli war Honold freundschaftlich verbunden, und es liegt auf der Hand, dass es eine Verbindung gibt zwischen Honold – Bea auf der einen und Pius XII., dessen Beichtvater der Jesuitenpater Augustin Bea geworden ist, auf der anderen Seite. Ich füge an dieser Stelle gerne einen Bericht über ein Abendessen ein, das der badische Gesandte Honold in Berlin gab, auf dem Hindenburg und Pacelli in einer größeren Gesellschaft anwesend waren. Ich stütze mich dabei auf die Lebenserinnerungen von Heinrich Köhler. (Unter Mitwirkung von Franz Zilken hrsg. von Josef Becker mit einem Geleitwort von Max Miller. Stuttgart 1964.) Pacelli, hoch diszipliniert, pflegte, wo immer er auch eingeladen war, spätestens um 23 Uhr zu gehen, weil er am nächsten Tag früh seine Privat-Messe las und intensiv an die Arbeit ging. So auch bei Honolds Empfang. Nach dem Diner nahm man den Kaffee in kleinen Kreisen stehend ein. Pacelli nutzte die gelockerte Atmosphäre und sagte zu Honold: Er wolle sich jetzt auf französisch empfehlen, was er auch tat. Das könne und dürfe er doch nicht aus protokollarischen Gründen, solange der Reichspräsident noch anwesend sei. Honold kam in eine diplomatisch peinliche Lage, weil sich Hindenburg später von Pacelli, dem Doyen des diplomatischen Corps, verabschieden wollte. Honold erklärte beschwichtigend, der Nuntius sei gerade vorhin hinausgegangen, worauf Hindenburg meinte: „Nun, dann muß ich eben noch etwas warten, bis er zurückkehrt.“ Man suchte ihm die Zeit mit badischem Kirschwasser zu vertreiben, was natürlich nur eine kleine Verschnaufpause einbrachte, und nach peinlichen Minuten dämmerte es dem greisen Reichspräsidenten, dass Pacelli verschwunden war.

In unserer geschichtlichen Erinnerung muss auch bedacht werden, dass während der Berliner Zeit von Franz Honold die Karlsruher Kanzlei von seinem Sozius Reinhold Frank hauptverantwortlich geleitet worden ist. Reinhold Frank kam später in den Aktionskreis der Verschwörer des 20. Juli 1944, hatte mehrere Begegnungen mit Carl Friedrich Goerdeler, war für den Fall eines gelungenen Staatsstreiches als ‚Unterbeauftragter‘ in Baden bestellt und ist noch in der Nacht des 20./21. Juli verhaftet, in das Berliner Gefängnis Berlin Tegel überführt wor-

den; nach monatelanger Haft war er in einem erbärmlichen Zustand, wie aus einem Bericht seines Mithäftlings, Pater Alfred Delp SJ, hervorgeht. Am 12. Januar 1945 wurde Frank von Freisler zum Tode verurteilt und am 23. Januar in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Sein badischer Landsmann P. Alfred Delp erlitt wenige Tage später am 2. Februar 1945 das gleiche Martyrium. (Michael Kießner in Badische Biographien. N F Bd.V. S. 80 -. Stuttgart 2005.)

Doch kehren wir nach diesem Exkurs in das Berlin der zwanziger und der vierziger Jahre zurück in die neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts.

Thaddaeus Hierholzer brachte den beiden aufgeweckten Buben die ersten Kenntnisse im Lateinischen bei und half ihrem Schriftdeutsch auf die Sprünge und polierte auch die Kenntnisse in Mathematik und anderen Fächern auf, damit sie in die Lendersche Anstalt nach Sasbach bei Achern in Mittelbaden eintreten konnten. Wohin denn sonst bei den herrschenden Umständen in der Nachkulturkampfzeit, nach Sasbach in diese katholische Kadenschmiede für begabte Buben, die den geistlichen Beruf anstrebten, denen aber auch andere akademische Laufbahnen offen standen, wenn sie nicht Priester werden wollten.

Es ist auch an dieser Stelle und heute angebracht, an die großartige bildungspolitische Leistung von Franz Xaver Lender zu erinnern, des hervorragenden Zentrumspolitikers, der in den Wirren des badischen Kulturkampfes Maßstäbe gesetzt hat.

Vor allem konnte in Sasbach durch ein kluges sozialorganisatorisches Kalkül für die Buben aus einfachen Verhältnissen ein zureichendes Auskommen während der Schulzeit gesichert werden, die seinerzeit in der Privatschule Sasbach nur bis zum Ende der 10. Klasse möglich war. Am 10. September 1893 begann für die beiden Riedböhringer also ein wichtiger Lebensabschnitt: die Ära Sasbach mit der Lenderschen Anstalt. Über der Pforte zum Schulgebäude stand zu lesen: *Initium Sapientiae Timor Domini* – der Weisheit Anfang und Eingang ist die Gottesfurcht. Welch eine Devise! Ach, sie waren aufnahmebereit und aufnahmefähig, hungrig nach Bildung. Und sie fanden in Sasbach tüchtige Lehrer, die viel verlangten, weil sie viel zu geben hatten. Augustin Bea hatte bald die Anfangsschwierigkeiten überwunden und kletterte rasch an die Spitze der Klasse, hielt sie und wurde im Sommer 1897 als Klassenbester aus Sasbach in das Gymnasium und Konradihaus nach Konstanz verabschiedet, von wo er ein Jahre später nach Rastatt wechselte in das dortige Gymnasium und als Alumne im dortigen Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt St. Bernhard Aufnahme fand. Wer sich über Augustin Bea näherhin kundig machen möchte, sei auf die von Hans Heid und anderen besorgte umfassende und höchst detaillierte Ausstellung mit Begleitbuch in Rastatt verwiesen: *Über Leben, Person und Werk eines badischen Kardinals* (2000). Die Finanzierung der Gymnasialzeit konnte der begabte Bea durch Stipendien und Kostgeldermäßigung bestreiten, da seine Eltern zu einer Finanzierung nicht in der Lage waren.

Der Weg zum Theologiestudium und zum priesterlichen Dienst verlief für Augustin Bea geradlinig, da er fest an seine Berufung glaubte, ihr sicher war. Nach dem glänzend bestandenen Abitur im Sommer 1900 gab der Rastatter Konviktsrektor Dr. Holl für das Freiburger Ordinariat am 29. August 1900 ein wohlabgewogenes Gutachten ab: „Bea ist ein sehr gut talentierter und ebenso fleißiger Schüler, der sein Abiturientenexamen fast in sämtlichen Fächern mit der Note Eins bestand. Dabei ist er ein sehr gemessener, ruhiger, fester Charakter, auf den man sich in jeder Hinsicht verlassen kann. Als Censor (– zuverlässige ältere Schüler wurden zur Unterstützung der geistlichen Vorgesetzten mit dem Vertrauensposten bedacht –) im großen Studiensaal der unteren Klassen hatte er zwei Jahre lang musterhafte Ordnung aufrechterhalten. Sein Betragen gab nie zu den geringsten Aussetzungen Anlass. An seinem Beruf zur Theologie ist kaum zu zweifeln, und der Unterzeichnete glaubt, dass Bea einmal ein ausgezeichneter Priester werden kann. Seine Gesundheit ist ebenfalls sehr gut und seine Körperbeschaffenheit so, dass man ihm schon ziemlich große Anstrengungen zumuten dürfte.“ (Erzbischöfl. Ordinariatsarchiv B 2–32/193). So gewappnet bat Augustin Bea am 3. September 1900 das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg, „ihn unter die Kandidaten der Theologie und in das Theologische Konvikt in Freiburg aufnehmen zu wollen“. Damit schien sein geistlicher Weg vorgezeichnet zu sein – besonders zur Freude seiner Eltern, die sich ein geruhames und unbeschwertes Leben in einem geistlichen Haushalt des Sohnes erhofft hatten, zumal der Vater schon kränklich war.

Auch hier bietet sich ein Vergleich mit einer Persönlichkeit an, die auf dem Weg zum Theologiestudium aus einer ähnlichen Bildungslaufbahn gekommen ist: am 9. September 1909 stellte der Rektor des Freiburger Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts St. Georg, Professor Leonhard Schanzenbach, einem Abiturienten folgendes Abgangszeugnis aus: „Martin Heidegger – geboren in Meßkirch am 26. September 89 als Sohn des dortigen Stadtmeßners, trat vom Gymnasium und Konvikt in Konstanz in die hiesige Obersekunda ein, weil der Bezug eines Elinerschen Stipendiums den Wechsel der Anstalt verlangte. Seine Begabung sowie sein Fleiß und seine sittliche Haltung sind gut. Sein Charakter hatte schon eine gewisse Reife, und auch in seinem Studium war er selbständig, betrieb sogar auf Kosten anderer Fächer zuweilen etwas zu viel deutsche Literatur, in welcher er eine große Belesenheit zeigte. – In der Wahl des theologischen Berufs sicher und zum Ordensleben geneigt, wird er sich wahrscheinlich um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu melden“ (Vgl. Hugo Ott, Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie. Frankfurt 1992, 59). Eine nur karge und unzureichende Annäherung Heideggers an den Jesuitenorden führte nicht ins Ziel, doch begann Heidegger in Freiburg das Studium der katholischen Theologie, war Alumne des Collegium Borromaeum, musste jedoch nach drei Semestern das Studium aus gesundheitlichen Gründen aufge-

ben. In einem großen Zusammenhang mag diese Konfiguration eine Bedeutung besitzen!

Wir kehren zu Augustin Bea zurück: Am 21. Oktober 1900 begann seine Zeit im Collegium Borromaeum, die neben dem genau festgelegten Studienplan vor allem konviktsintern durch die geistlichen Vorgesetzten, darunter besonders durch den Repetitor Dr. Josef Schofer, geprägt war. Wir verfügen über diese nur drei Semester dauernde Zeit in Freiburg nicht über ein reiches, oder gar dichtes Quellenmaterial. Bea hat in den knappen handschriftlichen Notizen „Daten aus meinem Leben“ nach dem Vermerk des Eintrittsdatums in das Theologische Konvikt – wir lesen dort: 21. October Erzbischöfliches Theologisches Konvikt in Freiburg – und dann als nächste Notiz für den 8. Dezember 1900 geschrieben: „Aufnahme in die Congregatio Mariana Academica Friburgensis“ – in die Freiburger Akademische Marianische Kongregation – am marianischen Hochfest der Unbefleckten Empfängnis – Immaculata also. Dieses Ereignis war für Augustin Bea ganz offensichtlich zentral. Hier erkenne ich einen Schlüssel für die Linie der spirituellen Entscheidungen, die der junge Theologiestudent getroffen hat. Dieser Linie will ich jetzt folgen, gewissermaßen eintreten in einen inneren Bezirk des Theologiestudenten Bea. Der Repetitor Dr. Schofer, dem die Karlsruher Regierung die Ernennung zum Konviktsdirektor verweigert hat, – für uns Heutige schwer nachvollziehbar, aber nach dem geltenden Staatskirchenrecht so bestimmt. Dieser Dr. Schofer nachmals der führende Zentrumsprälat, selbstverständlich auch ein ‚Sasbacher‘ war Präses dieser Marianischen Kongregation, der er schon als Theologiestudent beigetreten war. Die Auslese der besten Studenten zur Pflege der Frömmigkeit, Sittenreinheit und des Studieneifers, eingebettet in eine innige Marienverehrung, war das Ziel. Diese Kongregation war ganz aus ignatianisch-jesuitischer Religiosität gespeist. Schofer hatte schon vor seiner Freiburger Zeit als Repetitor eine einschlägige Vergangenheit: als Präfekt am Tauberbischofsheimer Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt hatte er seine Nähe zu den Jesuiten, die im deutschen Reich seit 1872 nicht mehr existieren durften, nicht geheim gehalten, manchen Primaner in Tauberbischofsheim für Exerzitien bei den Jesuiten in vorarlbergischen Feldkirch – zu Österreich gehörig – interessiert und einige zum Eintritt in die Gesellschaft Jesu bewegen können – darunter zwei Buben aus dem badischen Frankenland, die nachmals im Jesuitenorden eine große wissenschaftliche Rolle gespielt haben: Alfons Väth und Karl Frank. (Vgl. die farbige und lebendige, vielleicht nicht genügend distanzierte Biographie aus der Feder von Pius Enderle, Dr. Joseph Schofer. „Der ungekrönte Großherzog von Baden“. Karlsruhe 1957.)

Die akademische marianische Kongregation, die auf sehr alte Wurzeln zurückreicht bis in die Entstehungszeit des Jesuitenordens, hatte auch in Freiburg eine große und lange Tradition seit dem Beginn der Lehrtätigkeit der Jesuiten an der Freiburger Universität (1620), wurde dann nach Aufhebung des Jesuitenordens

(1773) verwaist und ging im 19. Jahrhundert unter. Doch die Erinnerung an das einstige segensreiche Wirken blieb lebendig und aus dieser Wurzel kam es 1885 im Theologischen Konvikt in Freiburg zur Wiederbelebung noch unter den Bedingungen des allmählich abebbenden Kulturkampfes badischer Prägung. Der damalige Erzbischof Orbin trug freilich Bedenken. Man sprach von „Jesuiten“ und „Jesuiteneinrichtungen“, was natürlich zutraf, wenn der historische Zusammenhang bedacht wurde, gab dann doch die Zustimmung in der Hoffnung, die von der liberalen Karlsruher Regierung beherrschte Politik werde nicht Anstoß nehmen, was sich in Freiburg unter der Theologenausbildung entwickelte, gleichsam jesuitisch angehaucht, ja infiziert! Augustin Bea nahm aktiv am geistlichen Leben der marianischen Kongregation teil und verinnerlichte den reichen Gehalt der jesuitischen Spiritualität – für ihn die erste Stufe auf dem Weg in die Gesellschaft Jesu. Es ist ja viel gemutmaßt worden, wann Augustin Bea den Plan für den ignatianisch-jesuitischen Weg gefasst und zielstrebig verfolgt hat.

Die nächste Notiz in seinem Datenbuch lautet: „1902 3–6-Jan. Exercitien v. P. Kollmann S. J. Entschluß in die Gesellschaft einzutreten.“ Damit haben wir das eindeutige Datum. Es ging dann Schlag auf Schlag: Am 8. April, es war ein Dienstag, Eintritt im holländischen Kolleg Blyenbeck, wo sich vom 9. bis 27. April die Phase der Kandidatur anschloß, die am 27. April mit der Einkleidung endete: es war das Fest des seligen Petrus Canisius, wie Augustin Bea genau registriert („Festum beati Petri Canisii“) – womit ein Programm verbunden ist, wenn wir auf das Ordensleben von P. Augustin Bea rückblicken – denn: der Holländer Canisius war eine, vielleicht die wichtigste Speerspitze von Ignatius von Loyola, dem Ordensgründer. Ignatius betraute ihn mit schwierigen Aufgaben: darunter den Ausbau der Ordensorganisation in Deutschland – Canisius war der erste Obere der Oberdeutschen Ordensprovinz 1556, er wird als zweiter Apostel Deutschlands nach Bonifatius bezeichnet, hatte großen Einfluss auf die Kirchenpolitik, war maßgeblich am Konzil von Trient beteiligt und schuf ein umfangreiches schriftstellerisches Werk. Zeichenhaft: Der Kandidat Augustin Bea empfängt das Ordenskleid am Fest des Petrus Canisius.

Aus der Sicht des Freiburger Theologischen Konvikts dagegen war die Wende in Beas Leben ganz nüchtern aktenkundig gemacht: Der Direktor teilte dem Ordinariat am 20. Mai 1902 mit: „dass August Bea von Riedböhringen (II. Kurs) am Ende des Wintersemesters ausgetreten und vom 1. April bei den Jesuiten in Holland eingetreten ist.“ Das Anerkennungsschreiben Beas über den bislang gewährten Kostgeldnachlass wurde beigelegt mit dem Vermerk, dass keine Rückforderung erfolgen wird, da Bea in einen Orden eingetreten ist.

Wesentlich schwieriger gestaltete sich die Ablösung von seinem Elternhaus und von seiner Heimat, weil mit der Entscheidung für den Jesuitenorden der Gang in die Fremde, gleichsam ins Exil gegeben war. Die Eltern verloren das einzige Kind. Erschütternd des Vaters Brief, den er an den Sohn Augustin auf

dessen Bitten geschrieben hat: „Ich will nach Gottes weisem Ratschluß Deinem Vorhaben nicht im Wege stehen, obwohl es eine schwere Aufgabe ist, wenn wir in diesem Leben voneinander scheiden müssen, der einzige Sohn, die einzige Freude, die einzige Hoffnung wird uns aus diesem Leben scheiden, allein es ist der Wille Gottes, dem kann ich nicht widerstehen. Somit will ich auch diesmal meine Pflicht als Vater erfüllen, fällt es auch noch so schwer ... Ich will mich auf Gottes Vatergüte stützen und auf ihn vertrauen. Nur in Gott allein finden wir unser Heil und an Gottes Segen ist alles gelegen.“ (Vgl. St. Schmidt, Augustin Bea, 49.)

Welch überwältigende Demut des Vaters, der mit seiner Frau Maria dieses Bekenntnis ablegt, diesen Abschiedsgedanken eine derartige tiefgründige Form verleiht. Denn für die Riedböhringer Eltern bedeutete dieser Entschluss auch und gerade die schmerzliche räumliche Trennung. In seinem Datenbüchlein hat Bea später unter dem Namen der Eltern geschrieben: „Ich bin das einzige Kind meiner Eltern; und dieses einzige Kind haben sie Gott zum Opfer gebracht.“

Und die Entscheidung für die Jesuiten müssen wir auch in das seinerzeitige kirchenpolitische- und kulturpolitische Umfeld einbetten – im Großherzogtum Baden und nicht zuletzt in den Amtsbezirken auf der Baar: 1902 war in Baden das Jahr des „Klostersturmes“. Was ist darunter zu verstehen? Als sich die Karlsruher Regierung überraschenderweise geneigt zeigte, mit dem Freiburger Erzbischof Dr. Thomas Nörber über die Zulassung der bisher völlig verbotenen Männerklöster einzutreten – allerdings höchstens zwei – vielleicht jeweils ein Kapuzinerkloster auf der Reichenau und in Walldürn –, da ergoss sich, angezettelt von der nationalliberalen Badischen Landeszeitung in Karlsruhe eine Flut von Protestschriften und eine Woge von Protestversammlungen überschwemmte das Großherzogtum – eben ein Sturm, der Klostersturm. Beispiele: 124 Professoren der Universitäten Heidelberg und Freiburg sowie der TH Karlsruhe reichten eine Petition gegen die Zulassung ein und der Evangelische Oberkirchenrat verteilte an die evangelischen Kirchengemeinden des Großherzogtums Formulare für Petitionen gegen die ‚drohende‘ Zulassung von Männerorden – es herrschte eine unglaublich aufgeheizte Atmosphäre. Eine Kostprobe der Badischen Landeszeitung vom 8. Juli 1902: „Keine Männerklöster. Der Tag, an welchem den Männerorden auch Baden geöffnet würde, wäre ein Unglückstag. Die liberalen Bürger des Landes würden in einem solchen Schritt die Abkehr von Grundsätzen erblicken, unter denen jahrzehntelang unser Land geblüht hat ... Haltet fest an den Überlieferungen der besten Zeiten badischer Geschichte ... Die Regierung enttäusche nicht die Erwartungen, die mehr als vier Jahrzehnte badischer Kirchenpolitik gerechtfertigt haben.“ Und in der Folgezeit unternahm diese führende liberale Zeitung einen regelrechten Aufklärungsfeldzug gegen die Klöster in einer Artikelserie über mehrere Monate. Die katholische Seite hielt wacker dagegen, aber: es war auch in den folgenden Jahren nicht möglich, in Baden Männerklöster zuzulassen.

(Vgl. Manfred Stadelhofer, *Der Abbau der Kulturkampfgesetzgebung im Großherzogtum Baden 1878–1918*. Mainz 1969, 273 ff.)

Das Erzbistum Freiburg blieb auf die Niederlassungsfreiheit in den beiden Hohenzollerschen Fürstentümern Hechingen und Sigmaringen verwiesen. Das Benediktinerkloster Beuron hätte im Großherzogtum Baden keine Existenzberechtigung gehabt. Aber auch im Hohenzollerischen blieben die Jesuiten ausgeschlossen, weil ja die strenge reichsgesetzliche Regelung galt, nämlich das Verbot der Gesellschaft Jesu von 1872.

Also: Wie kann ein junger Mensch in die Gesellschaft Jesu eintreten, in diese verpönte, ja verhasste, ultramontane, von Rom gesteuerte Societas Jesu, die zu Recht im Deutschen Reich verboten war! „Die Windhunde Gottes“ – verschrien bei den antikirchlichen Kreisen, aber liebevoll so genannt von den deutschen Katholiken, denn diese ausgesperrten Ordensleute waren die Lieblinge des Volkes. Ein junger Mann musste in dieser Zeit und angesichts der angedeuteten Umstände viel Bekennermut besitzen, wenn er sich voll und ganz in die Disziplin der Jesuiten einordnen wollte. Augustin Bea war von dem Ideal des Ignatius v. Loyola durchdrungen, dem er sich 1904 nach dem Noviziat in dem eigenhändig geschriebenen Gelöbnis unterwarf – ich gehe auf einen wichtigen Satz ein: „ut hoc holocaustum in odorem suavitatis admittere digneris – Gott, Du mögest dieses mein Opfer/mein Brandopfer wie Weihrauchduft annehmen – meine Hingabe an Dich als Ausdruck der Übereignung meiner selbst“ – und damit erklärte er seinen endgültigen Eintritt. Er war wohl eher unberührt von den noch immer dramatischen Auseinandersetzungen im Deutschen Reich, fühlte sich sicher in den Niederlanden, in denen Religionsfreiheit garantiert war. Immerhin ist 1904 auch ein Deutschland eine gewisse Lockerung des Jesuitengesetzes eingetreten, nicht, dass die Niederlassungsfreiheit eingeräumt worden wäre – der Orden als solcher bleibt ausgeschlossen – das konnte erst unter den schlimmen Schlägen des 1. Weltkrieges 1917 geändert werden, nein, indem der § 2 des Jesuitengesetzes von 1872 aufgehoben worden ist, sodass die Jesuiten mindestens wissenschaftliche Vorträge anbieten durften, falls diese in profanen Lokalen gehalten worden sind, während ihnen das Predigen und gottesdienstliche Funktionen nach wie vor untersagt blieben.

Der Jesuit Augustin Bea durchlief die ordensübliche Ausbildung und wurde am 25. August 1912 im holländischen Valkenburg zum Priester geweiht – übrigens am Festtag des Riedböhringer Kirchenpatrons Genesius. Die Primiz in Riedböhringen am Sonntag, 1. September war ein Ereignis, nur überschattet von der schweren Krankheit des Vaters Karl Bea, dem der Primiziant die Krankenkommunion ins Elternhaus brachte – wenige Wochen später – am 18. November – ist der aufrechte Zimmermann Karl Bea gestorben. Der Neupriester predigte im Primizamt – es konnte in der kürzlich erweiterten Kirche gefeiert werden – der künstlerisch begabte und innovative Erzbischöfliche Oberbaurat

Raymund Jeblinger, dem das 1906 eingeweihte Erzbischöfliche Ordinariatsgebäude zu verdanken ist, hatte die Planung inne – Pater Bea predigte über ein beziehungsreiches Thema „Wir leben und sterben für unsern Glauben“ – Dr. Hermann Lauer, Redakteur des Zentrumsblattes „Donau-Boten“, das er drüben in Donaueschingen herausgab – das Gegenorgan zum nationalliberalen „Donaueschinger Tagblatt“ – beide Zeitungen lieferten sich schwere Gefechte, und es wurde mit harten Bandagen gekämpft – hat detailliert über die Riedböhringer Primizfeier berichtet und dabei süffisant Hiebe an die herrschende liberale Klientel ausgeteilt. Bereits die Eingangssätze sind mit spitzer Feder geschrieben: „Eine Jesuitenprimiz in der Baar. Kommen die Jesuiten nicht zu uns, so gehen doch fortwährend viele der besten Söhne unseres Volkes zu den Jesuiten“ – und später im Text: „Nun hatten die Leute einmal Gelegenheit, einen Jesuiten predigen zu hören.“ Dr. Lauer, Priester der Erzdiözese Freiburg, bis 1904 Mariahof-Kaplan in Neudingen, deshalb mit dem Donaueschinger Fürstenhaus verbunden, wusste natürlich genau, dass Bea nach der geltenden Rechtsordnung gar nicht hätte predigen dürfen. Das wussten auch die Ordensoberen, die erst auf drängendes Bitten des Riedböhringer Pfarrers – Aegidius Steppe – ihre Zustimmung gegeben hatten.

Bei der weltlichen Feier hielt Beas Freund und Studiengenosse Rechtsanwalt Franz Xaver Honold aus Karlsruhe – wir kennen ihn bereits – die Festrede, die durchaus kirchenpolitisch ausgerichtet war, wobei er zu Beginn des Pfarrers Thaddaeus Hierholzer gedachte – Hierholzer war Ende 1899 gestorben, hatte also die weitere schulische und wissenschaftliche Laufbahn seiner Schützlinge nicht mehr erlebt –, ihres großen Förderers, dann aber würdigte er die großartige Tätigkeit der Jesuiten, die auf dem ganzen Erdenrund arbeitend, dennoch die Liebe zur Heimat und Vaterland nicht vergäßen. Gerade in dieser Gemeinde Riedböhringen herrsche eine gläubige Gesinnung, Wertschätzung der Religion, Achtung vor Gottes und der Kirche Gebot. Der Neupriester Bea griff die Gedanken seines Freundes Honold auf und bekräftigte seine treue Anhänglichkeit an die Heimat, eine Anhänglichkeit, die nicht ihm allein zu eigen, sondern überhaupt im Jesuitenorden anzutreffen sei und er gab eine positive Analyse und verband sie mit einer sehr realistischen Prognose: Zwar erstreckte sich der Orden über viele Länder und sei maßgeblich in den Missionen tätig, aber die deutschen Jesuiten bildeten für sich eine besondere Provinz, auch wenn sie noch nicht im deutschen Reich vertreten sein könnten, aber dennoch zum Wohle des eigenen deutschen Vaterlandes arbeiteten. Und wenn einmal das Vaterland in Not käme, so würden die Jesuiten zeigen, dass sie nicht Bürger und Priester zweiter Klasse, sondern Bürger und Priester erster Klasse seien, die in den vordersten Reihen kämpften und dem Vaterland nützlich zu sein suchten.

Heinrich Köhler schreibt in seinen „Erinnerungen“: „Gemeinsam mit den Jesuiten Pater Bea (dem späteren Präsidenten der päpstlichen Bibelkommission in

Rom), dem Pater Padberg und anderen zog ich von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, um das Volk aufzurütteln gegen die unverständliche Zurückhaltung der Reichsregierung in Berlin“ (H. Köhler, 72). Ich kann diese Aussage nicht endgültig bestätigen. Vielleicht hatte Pater Augustin Bea nach der Primizfeier einige Wochen ‚Urlaub‘, um mit Köhler, der damals schon als mitreißender Redner seiner Zentrumsparterie anerkannt war, im ach so liberalen Baden für die Sache der Societas Jesu regelrecht agitatorisch einzutreten.

Was Pater Bea 1912 vortrug, wurde nach dem Beginn des Weltkrieges bald auf die Probe gestellt: nach Abschluß der allgemeinen Ausbildung oblag Bea zunächst dem Studium der Bibelwissenschaften, welches freilich nach Ausbruch des Krieges unterbrochen worden ist. Während des Krieges waren die Jesuiten in Deutschland willkommen. Bea wurde Oberer einer Jesuiten-Niederlassung in Aachen, die für die Betreuung der im Sanitätsdienst stehenden deutschen Jesuiten zuständig war. Die Jesuiten waren beileibe keine Vaterlandsverräter, als welche sie jahrelang verunglimpft worden sind.

Das Wirken des Riedböhringer Pater Augustin Bea war global angelegt und bald auf Rom konzentriert und dabei auf die engste Zusammenarbeit mit den Päpsten. Seine Leistungen sind vielfach gewürdigt und bleiben anerkannt. Er hat einen wichtigen Rang in der Kirchengeschichte und in der Theologiegeschichte. Mit seiner Heimat konnte er über Jahrzehnte nur in brieflichem Kontakt verbunden sein. Aber aus den Texten spricht die unverbrüchliche Treue zur Heimat, zur Herkunft aus bescheidenen Verhältnissen. Und in die Heimat ist er zurückgekehrt und harret der Auferstehung.